Herzogs Werdegang

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz**

Band (Jahr): **98 (1945)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

griff er aus Herzogs novellistischem Schaffen dasjenige heraus, was bei dem neuerwachten Interesse für Kunst und Dichtung der Heimat wieder Anklang finden konnte. Dennoch war der Erfolg klein, die ausgewählten Werke fanden nur geringen Absatz, und man ließ es bei den sechs Bändchen bewenden. Warum dieser Mißerfolg? — Der Herausgeber hatte Herzogs Schriften willkürlich gekürzt, von zeitgenössischen Anspielungen gereinigt und dabei übersehen, daß Herzog nicht als Erzähler sondern als volkstümlicher Publizist, als Anreger und Verbreiter des katholisch-konservativen Gedankengutes in kirchlichen, politischen, soziologischen und wirtschaftlichen Tagesfragen bedeutend gewesen war.

I. Herzogs Werdegang

Ein „Herzig" aus Beromünster (1810—1824).

Pfarrer Xaver Herzog in Ballwil ging seinem siebzigsten Altersjahr entgegen, als er noch einmal „durch das Gewölk eines halben Jahrhunderts" zurückschaute in die Zeit seiner Kindheit und mit den neugierigen und spottlustigen Augen des Knaben herumspähte in den Gassen und stattlichen Häusern seines Geburtsortes Beromünster.[1] Durch den alten Marktflecken schritt er in Gedanken hinauf in den „Freiet", jenen fürstlichen von Chorhöfen umstandenen Platz vor der Stiftskirche. Der Anblick dieser stolzen Residenz kirchlicher Würdenträger rief in ihm ein Jugenderlebnis wach, das wohl den stärksten Eindruck hinterlassen hatte: als nämlich Bürger und Bauern, die erst noch um den Freiheitsbaum getanzt und ihrem Propst, dem entthronten „Herrn von Münster", schändliche Liedchen gesungen, nun dem neuernannten

[1] Im Aufsatz „Beromünster vor fünfzig Jahren". In: Unterhaltungsblatt der Botschaft. Klingnau 1877 Nr. 31—36. Alle unbezeichneten Zitate des Kapitels „Ein ‚Herzig' aus Beromünster" sind diesem Aufsatze entnommen.

Verweser der schweizerischen Teile des Bistums Konstanz ihre Huldigung darbrachten.

„Ich war sieben Jahre alt,[2] als der Probst Göldi, früher Pfarrer in Inwil, als Generalvikar aufgezogen ist, und habe ihn helfen begrüßen und bei dieser Feierlichkeit das erste Kompliment gemacht. Unser Schulherr, der alte Kreuzwirt und Fleckenammann Stauffer, mußte uns der Reihe nach aufstellen zu zwei Seiten, und wie nun viele Kutschen von der Brugg weg kamen, zog ich schon meine lederne Kappe ab und wollte komplementieren, der Schulherr mahnte aber zuzuwarten, bis er es sage, und als endlich die letzte Kutsche kam, da habe ich mit klopfendem Herzen meine Verbeugung gemacht, meinte aber, der Probst sitze nicht in der Kutsche sondern auf dem ersten Platz, auf dem Bock".

Münster, wie der Flecken bis zum Jahre 1934 hieß, schmeichelte sich mit der Hoffnung, das Erbe von Konstanz anzutreten. Schon im Jahre 1813 hatte eine von den Diözesankantonen gewählte Kommission in ihrem Gutachten erklärt, bei Errichtung eines Bistums in der Mitte der Schweiz dürfte „Beromünster in dem einstmaligen Vororte Luzern als bischöflicher Sitz viele Vorzüge in sich fassen und vielen Schicklichkeiten entsprechen", deren Herzählung sie als überflüssig erachte.[3] Es war von großem Einfluß auf Herzog, daß er aus seiner Kindheit, die mit den Jahren der politischen Restauration zusammenfiel, das Bild von der wiedererwachenden Macht und Größe der Kirche mit ins Leben hinausnahm. Immer wieder hat er sich zurückgeträumt in die Zeit „vor der Revolution, wo der Propst noch weltlicher Herr war, Stock und Galgen hatte, und wo am Sankt Michaelstag auf allen drei Orgeln musiziert wurde".[4]

Was neben brausender Orgelmusik jugenderweckend in seine alten Tage hineintönte, das war der dröhnende Hammerschlag aus der Werkstätte seines Vaters. „Ich

[2] Generalvikar Bernhard Göldlin hielt seinen Einzug in Beromünster am 15. Januar 1815 (Ehrentempel II 34 f.). Herzog war damals kaum fünfjährig.

[3] Kothing M., Die Bisthumsverhandlungen der schweizerisch-konstanzischen Diözesanstände von 1803—1862. Schwyz 1863. 51.

[4] Ehrentempel III 4.

weiß noch sehr wohl", erzählt er, „daß wir Kinder zusahen, wie sie Roßeisen schmiedeten, der Vater uns auf die Feilenbank setzte und einen Hauenstiel einsetzte, hinter welchem Sperrsitz wir sodann dem Spiel der Zyklopen und der feurigen Funken zusahen". Das Haus der „untern Schmitte" steht auf der Sonnenseite der breiten und brunnenumplätscherten Hauptgasse des Fleckens.[5] Das Geschlecht der Röthelin betrieb hier seit mehreren Generationen das Schmiedehandwerk. Als Jakob Röthelin am Hohen Donnerstag des Jahres 1777 starb, hinterließ er in seinem stattlichen Haus, das er nach dem großen Flekkenbrande von 1764 neu aufgebaut hatte, reiches Besitztum, doch keinen männlichen Nachfolger. Eine alte Verwandte und ein Schmiedgeselle leiteten Hauswesen und Werkstatt und hielten unter den Söhnen des Fleckens, die ihre Rosse auf die Schmiedbrücke führten, schon früh Ausschau nach einem wackern Erben. Am 19. Wintermonat 1787 führte der zweiundzwanzigjährige Adam Herzog aus der obern Winon, der Vater unseres Volksschriftstellers,[6] eine der „Schmitten"-Töchter als seine Braut hinab in die Pfarrkirche zu St. Stephan.[7] In Münster erzählt man sich heute noch, wie die sechzehnjährige Barbara Röthelin,[8] als der Hochzeitszug an einem gefällten Baumstamm vorüberkam, ihrem letzten Kinderspiel nicht widerstehen konnte und im bräutlichen Schmuck leichtfüssig darüberschaukelte.

Für einen jungen Münsterer, der die Achtung seiner Mitbürger erwerben wollte, galt der kluge Satz: „Es muß

---

[5] Das Geburtshaus Xaver Herzogs wurde 1913 mit einer Gedenktafel versehen. (Troxler, Josef, Drei Gedenktafeln. In: Münsterer-Zeitung. Festnummer zur 71. Jahresversammlung des Hist. Vereins der V Orte. 16. Sept. 1913).

[6] Adam Herzog: geb. 4. Febr. 1765, gest. 21. Jan. 1837.

[7] Familientafeln zu den Stammtafeln des Geschlechtes Herzog von Beromünster. VII Teil. Hieronymus-Linie II. Angefertigt von Josef Wocher-Wey. Hs.

[8] Barbara Röthelin: geb. 13. Okt. 1771, gest. 14. März 1852.

es einer mit den Flecklern halten und doch die Bauern nicht vernachlässigen".[9] Adam Herzog war Bauernsohn und zugleich Abkömmling eines der angesehensten und blühendsten Bürgergeschlechter.[10] Als jüngerer Sohn, der fern vom Vaterhof in der Winon sein Einkommen suchen mußte, hatte er das Schmiedehandwerk erlernt und vermehrte als „Eingeweibter" das ansehnliche Landgut der untern Schmiede mit seinem Anteil vom väterlichen Erbe.[11] Aus einer Familie von sechzehn Kindern stammend, wurde er selbst wieder Vater von vier Söhnen und sechs Töchtern. Am 25. Januar 1810 verzeichnete Tochter Barbara in der Familienchronik mit großen Buchstaben die Geburt ihres dritten Bruders Franciscus Xaverius Vitalis, den sie selbst am folgenden Tag zusammen mit dem Sonnenwirt Xaver Kopp zur Taufe trug.

Es bedeutete etwas, als ein „Herzig" geboren zu werden. Wenn der junge Xaver später den Flecken hinauflief bis zum Fuße des Stiftshügels, so konnte er dort einen stattlichen gotischen Bau bewundern mit dem Patriarchenkreuz und dem eingemeißelten Namenszug „Hans hertzvg" über der Tür. Hensli von Herznach, dessen Vater zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus dem Fricktal eingewandert war,[12] hatte das Haus zum „Hirzen" errichtet.

---

[9] Ehrentempel III 2.

[10] Wallimann-Huber, Josef, Die Bürgergeschlechter von Beromünster. 5. Lfg. 332—337. Beromünster 1937. — Faßbind, Bernhard, Beiträge zur Geschichte luzernischer Geschlechter. Die „Herzig" (Herzog) von Münster. In: Zeitglocken. 1925 Nr. 16 (20. August). — Brandstetter, Jos. Leop., Die Bürger- und Hintersassengeschlechter von Münster. In: Münsterer-Zeitung. 1914 Nr. 14 (4. April).

[11] Estermann, Melchior, Xaver Herzog, Pfarrer in Ballwil. In Katholische Schweizerblätter. N. F. 2 (1886) 536.

[12] Estermann, Melchior, Herzog a. a. O. — Herznach liegt im Bezirk Laufenburg. Das habsburgische Dienstmannengeschlecht, das sich nach der dortigen Burg benannte, ist früh ausgestorben. (Merz, Walter, Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau. I 234.).

Der alte Balbeler - Pfarrer Xaver Herzog von Ballwil

Er saß im Rate des Propstes und bekleidete viermal die Ammannswürde. Aus seinem Geschlechte ist bis auf den heutigen Tag eine große Anzahl Geistlicher und Gelehrter hervorgegangen.

In Xaver Herzog aber scheint dennoch das mütterliche Erbteil stärker gewesen zu sein. Von seiner Mutter gilt, was er später von so mancher Mutter sagte: sie war „eine überaus tätige, arbeitsame Frau, die den Vater, das Hauswesen und noch einen guten Teil des Dorfes regierte".[13] Sie erzog ihre Kinder in strenger Religiosität, kannte alle „abgerufenen Feiertage, ... das ganze Direktori samt Proprium" und prüfte neue Hausleute und Schmiedegesellen zuerst auf den frommen Sinn. Sie empfing die Bauern am Zahltag, „nahm den Säckel heraus und machte ab", und beim schwierigen Geschäft des Reifaufziehens erschien sie selbst auf der Schmiedbrücke und griff mit kräftigen Armen zu.

Der Vater genoß als Säckelmeister das Vertrauen der Gemeinde, und als Stiftsschenk war er bei feierlichen Anlässen Vorreiter des Propstes und des Stiftes. Bei dieser Gelegenheit mag er sich noch mit dem „Göh", dem Zopf, herumgeschlagen haben; denn er pflegte später seinen Söhnen zu sagen, „die Revolution habe nichts Gutes gestiftet, als daß sie den Haarzopf und die kurzen Hosen abgeschafft." Im Jahre 1821 ernannte ihn der Propst nach altem Kirchen- und Fleckenrecht zum Ammann. Da jedoch die Bürgerschaft das Wahlrecht für sich selbst beanspruchte, lehnte Adam Herzog die Wahl ab.[14] Damals verspürte der kleine Xaver die erste Begeisterung für den Kampf der Kirche um ihre Vorrechte, dem er sein ganzes Leben widmen sollte.

„In Münster, mehr als in Wien und Berlin, ist einer übel dran, wenn er es mit dem Klerus nicht kann. Es spielt sich da auf einem

---

[13] Melancholiker 28.

[14] Beromünster vor fünfzig Jahren. Abdruck in: Heimatkunde des Michelsamtes. 1942 Nr. 8/9. Fußnote 65.

kleinen Raum die ganze Kirchen- wenn nicht Weltgeschichte ab, der Kulturkampf — man kann sagen — in einer Nußschale, indem der Flecken den Staat, das Stift die Kirche vorstellen tut".

Herzog spottete in alten Tagen schonungslos über das kleinbürgerliche politische Selbstbewußtsein der damaligen „Fleckler":

„Münster hat anno 1814 als Munizipalort einen Ratsherrn oder gar zwei erhalten, und wenn mein Götti, der Sonnenwirt mit dem Haarzopf, auf seinem Schimmeli unten durchritt, so hat es geheißen: es wird wieder Großer Rat sein. Du heilige Einfalt!"

Zwar hatte das geistliche Residenzstädtchen schon zur Zeit der Helvetik die Aufmerksamkeit politischer Köpfe auf sich gezogen. Johannes von Müller, der als Hauptort der Republik ein Landstädtchen mit neutralem Territorium wünschte, hat Beromünster dazu auserkoren. Aehnliches plante der Arzt und Philosoph Paul Vital Ignaz Troxler aus Beromünster, der sich mit der Luzerner Mediationsregierung überworfen hatte. Er schickte am 1. Februar 1814 ein Sendschreiben nach Zürich an Seine Exzellenz den Herrn Ritter von Lebzeltern, k. k. österreichischen Minister, und forderte die Ueberwälzung der politischen Vorrechte kantonaler Hauptstädte auf die Munizipalorte.[15] Die Münsterer selbst mißtrauten den Ideen ihres weltberühmten Mitbürgers; sie witterten den Bauernfeind und aufgeklärten Kopf. Herzog bewahrt uns ein gelungenes Porträt jenes Professors der Biedermeierzeit, der den verfeinerten Lebensstil ausländischer Hochschulen mit nach Hause brachte und damit dem breiten Lachen der Bauern zum Opfer fiel.[16]

Die politischen Souveränitätsansprüche der Bewohner von Münster datierten nicht erst aus der Revolutionszeit. Die Bürgerlade enthält die ununterbrochene Reihe von Freiheitsbriefen, die sie jedem neu aufrückenden Propst abforderten. Der Wille und die Fähigkeit zur

---

[15] (Troxler, J. P. V.), Ein Wort bey Umbildung eines Freystaates von Einem seiner Bürger. o. O. 1814. 8/9.

[16] Vgl. Fußnote 1.

Selbstverwaltung wurden stark gefördert durch eine einzigartige Schultradition, die bis ins zehnte Jahrhundert zurück reicht und in jedem echten Münsterer einen verdienten oder unverdienten Gelehrtenstolz wachruft.[17] Im fünften Altersjahre saß Xaver Herzog schon auf der Schulbank unter der tüchtigen Leitung Fridolin Stauffers, des Wirts zum „Weißen Kreuz", und unter dessen Sohn Michael. Die folgenden Jahre der untern und mittlern Bürgerschule absolvierte er unter dem liebenswürdigen Schulmeister Alois Röthelin, dem spätern Stiftspropst, und unter Michael Wohlschlegel, genannt Xander Micheli, einem Dorforiginal, der die „Dozen" nach Verdienst und Strafe genau verrechnete und sich geweigert haben soll, den Münsterermädchen das Rechnen beizubringen, da sie „ihre tausend Gulden an den Fingern zählen" können.[18] Herzog hat später gegenüber der liberalen Schulpolitik einen übertrieben rückschrittlichen Standpunkt eingenommen; er argumentierte dabei mit seiner eigenen Ausbildung und vergaß wohl oft, daß er eine Bürgerschule durchlaufen hatte, wie sie damals nicht jedes Dorf besaß.[19]

Von den ältern Brüdern arbeitete Adam in der Werkstätte seines Vaters, Georg war als dreizehnjähriger Knabe durch den unglücklichen Fall von einem Baum ums Leben gekommen.[20] Xavers heiterer und leichtfaßlicher Sinn, von der Mutter geerbt, neigte zum Studium. Mit zwölf Jahren schlüpfte er ins blaue Mäntelchen des Oberschülers und vertauschte die Jais-Histörchen[21] mit Brö-

---

[17] Estermann, Melchior, die Stiftsschule von Beromünster, ihr und der Stift Einfluß auf die geistige Bildung der Umgebung. Luzern 1876.

[18] Herzog, Alois, Der Xanderjost. In: Münsterer-Zeitung 1910 Nr. 19.

[19] Estermann, Melchior, Stiftsschule a. a. O. 113.

[20] In der Jugendgeschichte eines seiner Helden erzählt Herzog „Jerglis" Totfall. Götti 18 f.

[21] Die „Schönen Geschichten und lehrreichen Erzählungen" des Salzburger Pädagogen Aegydius Jais galten in Münster als offizielles Lehrmittel.

ders lateinischer Grammatik. Während des feierlichen Gottesdienstes im Chor maß er dann seine bescheidenen Kenntnisse mit dem ungezwungenen Latein der Intonierenden und glaubte betrübt, er „werde nie so ‚gleitig' lesen lernen und darum auch nie ein Kaplan, geschweige ein Chorherr oder Pfarrer werden." Die Prämienverteilung am Ende des ersten Schuljahres konnte ihn nicht ermutigen.

„Es war eine große Feierlichkeit bei dieser Austeilung, wo das ganze löbliche Stift, samt vielem Volk auf der Kapitelsstube versammelt war. Schon die Stube selber mit ihrem gemalten Ofen, den herrlichen Tafeln, Porträts berühmter Päpste, die seidenen Vorhänge, die hohen Fenster, die kunstvolle hölzerne Diele und der Umstand, daß sonst die Stube im Jahr nur einmal für die ‚Fleckler' oder Bürger aufging, alles das war schon im stande, einen wilden Renommisten, der das ganze Jahr prahlte, das sei ihm ganz gleich um ein Prämium, zu erschüttern . . . . Wenn nun aber der Schulherr, nachdem die letzte Geige ausgetönt, an sein Pult ging und eine Rede las und dann die Spieße kamen und es hieß: ‚Ludwig Troxler accedat', und der älteste Choralist auf einer silbernen Schüssel einen goldenen Michelspfennig an blauem und gelbem Bande dem gnädigen Herrn hintrug, der dann dieses Kreuz der Ehrenlegion dem fleißigen, braven Schüler um den Hals hing, welcher sofort allen Chorherren die ‚Schmutzhand' gab, und jeder zu ihm sagte: ‚nu, nu, du hast dich brav gehalten', ja, da klopfte auch des untern Schmieds Xaver das Herz, und er hätte mögen in Boden hineinkriechen, daß er nicht fleißiger gewesen und jetzt leer heim müsse." [22]

Doch als tüchtigster Schüler des Sing- und Geigenmeisters Kaplan Lips errang er in den beiden folgenden Jahren das Prämium „Ex arte Musica." [23]

Das Dorfleben brachte tausend ungewöhnliche und wahrhaft erlebenswerte Ereignisse. Es gab da nach

---

[22] Ehrentempel II 67. — Vgl. dazu das städtische Gegenstück einer Prämienverteilung am Luzerner Gymnasium und Lyceum in den „Lebenserinnerungen von Xaver Schnyder von Wartensee". Zürich 1887. 34—38. — Herzogs Lehrer an der Stiftsschule waren die beiden Geistlichen Jost Leonhard Stauffer und Dominik Herzog.

[23] Melchior Estermann hat uns einen der beiden Prämienspieße mitgeteilt in: Katholische Schweizerblätter. N. F. 2 (1886) 762 f. (Spieß-Lobspruch bei der feierlichen Austeilung der Schulprämien).

dem Absterben eines Chorherrn eine „Heerengant",[24] nicht selten einen öffentlichen Prozeß auf der Gerichtsstube, wo jene Advokaten, die verspielt hatten, das Publikum mit lauten Lamentationen ergötzten, dann wieder eine Rauferei auf dem Freitagsmarkt, die mit Einsperrung im alten Spittel oder mit öffentlicher Schaustellung unter dem Halseisen endete. Von Zeit zu Zeit mahnte eine ungewöhnliche Aufregung an die Vorgänge in der großen Welt. Herzog glaubt sich zurückerinnern zu können bis in sein drittes und viertes Altersjahr, als durch die strenge Inquisition der Spezialkammer Trunkenbolde und Nachtschwärmer zum napoleonischen Kriegsdienst gezwungen wurden. Auch den Durchzug der Oesterreicher und Russen im Jahre 1814 hat er schon staunend miterlebt. Was aber das eigene Bewußtsein nicht mehr erfaßte, erzählte die „unvergeßliche Güllenzille". Diese alte Jungfer ragte durch ihr Gedächtnis „wie eine Eiche über Tanngrotzli" über alle jene empor, die die Junkerzeit des Stifts noch erlebt hatten. Durch das vom Papste nie anerkannte Wessenberger Konkordat vom Jahre 1806 war das adelige Stift in eine Emeritenanstalt für alte und gebrechliche Geistliche umgewandelt worden. Als Merkwürdigkeit galt daher bei den Kindern „Chorherr Moser, der erste Bauer, der dem Konkordat den ‚Chuz'- oder ‚Zobelpelz', die 1200 Franken a. W. Einkommen, die acht Klafter Holz und das Kreuz am blauweißen Band verdankte." Ueberhaupt erregte das verdämmernde Leben in den alten feierlichen Chorhöfen die Neugierde der spottsüchtigen Jugend. Der junge Xaver besaß einen erstaunlich scharfen Blick für die Eigenarten, Launen und Wunderlichkeiten der ergrauten Herren, und ein halbes Jahrhundert später steht jeder noch deutlich vor seinen Augen.

Wo später in Herzogs Erzählungen die Mägde an einem Dorfbrunnen zusammenkommen und sich Neuigkeiten zutragen, da ist es der plätschernde Brunnen vor der

[24] Versteigerung der Habschaft eines Geistlichen.

„untern Schmitte"; und wo Buben und Mädchen einem verliebten Paar einen Streich spielen, tragen sie die Namen seiner Geschwister. Was den zukünftigen Politiker und Soziologen, den volkstümlichen Historiker und Erzähler, was besonders den vortrefflichen Biographen bestimmen sollte, das hat sich schon in den Münsterer Kinderjahren deutlich ausgebildet: der gerechte Sinn für die politische Stellung der Kirche und eine gewisse barocke Freude an ihrer äußern Prachtentfaltung, das Zugehörigkeitsgefühl zu Sippe und Familie, eine fast leidenschaftliche Liebe zum Althergebrachten und die Fähigkeit, mit hellen Augen das Wesen der Mitmenschen zu erfassen.

Zisterzienser, Jesuiten, Zofingerstudenten und Tübinger Professoren (1824—1836).

Am Vorabend des St. Bernhardstages (20. August) im Jahre 1822 hob der Sing- und Geigenmeister Kaplan Lips den kleinen Solosänger zu sich auf ein zweisitziges Rennwägelchen und führte ihn nach der altehrwürdigen Zisterziensterabtei St. Urban, damit er mit seiner hellen Knabenstimme „auf der Orgel" aushelfe. Zwei Jahre später, am 13. November 1824, trat Herzog in die erste Syntax der Klosterschule.[25] Während unter dem frühern Abt Karl Ambros Glutz die geistige Kost des „adeligen Instituts" nur „Herren- und Burgersöhnen" der Hauptstädte Solothurn und Luzern verabreicht wurde, tummelten sich jetzt auch Bauernbuben im Klosterhof von St. Urban.[26] Hier fühlte sich Herzog sofort heimisch, und er hat in den Jahren des Klostersturms den Vorwurf, daß die allzustrenge Mönchserziehung einer nachträglichen Ausgelassenheit Vorschub leiste, durch die eigenen Erinnerungen an die „süssen Tage des seligen Klosterlebens" zu widerlegen

[25] Familienchronik Herzog-Röthelin.

[26] Liebenau, Theodor von, Beiträge zur Geschichte der Stiftsschule von St. Urban. In: Katholische Schweizerblätter. N. F. 14 (1898) 174 ff.

versucht.[27] Abt Friedrich Pfluger hatte in seinem Reorganisationsplan des Gymnasiums die traditionelle Pflege der Musik stark berücksichtigt. Der instrumentenkundige Münsterer tat es darin den zwanzig andern Zöglingen unstreitig zuvor.

„Ihrer zwei haben gewöhnlich an ordinären Sonntagen neben einander auf der Orgel zu St. Urban musiziert, der eine hat mit dem Klarinett die erste Stimme oder die zweite Flöte geblasen, während der um zwanzig Jahre jüngere die erste Flöte gepfiffen oder dann, so keine Flöte komponiert war, die zweite Klarinettstimme geblasen. Der Klarinetter war der hingeschiedene Pater Alberic [Schnieper], der Flötenblaser ist der Schreiber hier!" rühmt Herzog von sich selbst.[28]

Ein gewisses Geltungsbedürfnis und jugendliche Schwärmerei gaben ihm plötzlich den Gedanken ein, Jesuit zu werden. In seiner launigen Weise beschreibt Herzog 1845 in den Briefen an einen fingierten protestantischen Pfarrer und Freund folgendes Freiburgererlebnis:[29]

„In meinen jungen Jahren erging es mir wie jedem zarten, weichen Gemüte; der letzte Eindruck war auch der tiefste und verwischte jeden frühern... Da las ich denn, als ich in St. Urban mehr oder weniger studierte, das Leben des heiligen Jünglings Aloisius, der als Noviz im Jesuitenorden gestorben. ‚Jetzt ist's fertig, du wirst Jesuit' — sagte der jugendliche Genius in mir —, ‚und das nächste Jahr gehe ich nach Freiburg.' Und wenn ich dann mit immer heftigern Schritten allein die langen Klostergänge durchschritt, stellte ich mir meine eigene Heiligkeit in wunderbarem Glanze vor: wie ich nach Indien komme durch Sturm und Schiffbruch, dort die Heiden bekehre, Kirchen baue und Klöster, wie mich die Neubekehrten lieben werden und ich sie auch, wie ich so am besten dem heiligen Namenspatron nachfolgen könne; und dann kommen die Heiden und wollen mich töten, ich bleibe aber standhaft und sterbe den Tod eines Blutzeugen Jesu Christi; o Donner! ein Arm von mir oder gar der Kopf wird von meinen Mitbrüdern oder Neubekehrten aufgehoben, nach Europa gebracht, ruht zu Rom in der Peterskirche, und eine kleine Reliquie wird in der Kirche meines Geburtsortes an hohen Festtagen aufgestellt."

---

[27] Ehrentempel IV 44.

[28] Ehrentempel III 72.

[29] Briefe 16—19.

Es ist verwunderlich, daß die Münsterer Handwerksleute dieser Schrulle ihres Sohnes so schnell Gehör schenkten. Zwar galt das Freiburger Kollegium als die Hochburg der Jesuitenschulen, doch es wurde von Luzern aus in dieser Zeit selten besucht.[30] Hingegen wurzelte im Landvolk immer noch eine tiefe Verehrung für den hl. Franz Xaver, der im 17. Jahrhundert vom Luzerner Rat zum Stadtpatron ernannt worden war. An einem Herbsttage des Jahres 1825 zog Herzog in Begleitung seines Bruders Adam ins Welschland, „um zu sehen, ob unter burgundischem Himmel die bisher sterbende Pflanze des Genies nicht besser geraten wolle".

„Abends gegen drei Uhr zogen wir in die Jesuitenstadt ein", schreibt er aus der Erinnerung. „Beim Präfekten wurden wir gut aufgenommen; aber da die Zimmer auch gar zu ärmlich aussahen und noch kalt dazu, da man gar nicht Miene machte, uns etwas aufzutischen, und... die unerwartete Obligation zur griechischen Sprache[32] mir den Kopf ganz in Beschlag genommen, und zudem mein Professor so gebrochen deutsch sprach, daß ich ihn kaum verstehen konnte, so sagte ich vor der Hand nichts, daß ich wolle Jesuit werden, und zundelte durch die 400 Tritte hinab ins Logis, wo zwei Länder, drei Freiburger und ich miteinander drei Betten hatten;[33] es ist auch aus allen nicht viel geworden. -- Ich hatte schon vier Jahre die lateinische Schule besucht und kam nun erst in die Grammatik und war hier unter dreiunddreißig der Letzte, wie die erste Besatzung ergab; da schaute mich alles an; ich bin auch während

---

[30] Ehrentempel IV 124: „Beide Schulen stunden in keinem Verbande miteinander, und wie ich z. B. vor alten Zeiten auch als Student dort gewesen, waren außer mir unter vielen Deutschen kein einziger Luzerner."

[32] Die Jesuiten hatten bei der Uebernahme des Kollegiums in Freiburg trotz des Widerstandes des Erziehungsrates auf der Einführung des Griechischen beharrt. (Pfülf, Otto, Die Anfänge der deutschen Provinz der neu erstandenen Gesellschaft Jesu und ihr Wirken in der Schweiz 1805—1847. Freiburg i. B. 1922, 247.)

[33] Bis zur Errichtung des Pensionats (1827) wohnten ausländische Schüler in Kosthäusern der Stadt. (Pfülf, Otto, a. a. O. 164 f.) Aus Freundesbriefen geht hervor, daß sich Herzog bei Herrn Jungo in der Schmiedgasse eingemietet hatte, wo er den Winter durch tüchtig fror.

dem ganzen Jahr nie über die drei Letzten hinausgekommen,[34] aber auch der Letzte schreitet mit dem Zuge vorwärts. Mein Studieren dort hieß auch nicht viel, ich brachte aber auch gar kein brauchbares Zeug mit mir; denn man machte in Freiburg alles anders und hatte zudem eine Methode, die zu den Lehrbüchern paßte, d. h., beide waren gleich elend... So verging mir Jesuit zu werden immer mehr, ein Martyrer war ich schon; ich sehnte mich heim mit allem Schmerz des Heimwehs und verlebte jenes Jahr ohne fühlbare Zunahme an Weisheit.[35] Am Ende des Jahres, bei der Musterung, das jüngste Gericht genannt, hatte ich endlich das Vergnügen, zum letzten Male ausgehudelt zu werden. Dann zog ich ab,[36] und nahm nichts mit mir als — meine Abneigung gegen die Jesuiten, die aber, weil ganz persönlich, vernünftigem Nachdenken gewichen ist."

In der Erstlingserzählung „Der Beruf" (1857) hat Herzog sein Freiburger Erlebnis dichterisch verwendet und in den Briefen eines Jesuitenschülers das eigene kindliche Unbehagen noch einmal ausgemalt:

„Die Jesuiten sind Leute wie Kosaken,... alle nach einem Schnitt zugeschnitten, alle aufs Haar einander gleich in Gang, Blick, Haltung, alle hager; keinen einzigen hab' ich angetroffen, der nur rote Backen hätte, geschweige ein Gesicht wie unser Herr Pfarrer; sie essen nicht viel und schlafen wenig; dafür arbeiten sie von morgens 4 Uhr bis abends 10 Uhr fast ununterbrochen, alle nach dem gleichen System, in die gleiche Schule strenger Entsagung und völliger Selbstaufopferung genommen... Eine solche Korporation, eine Auswahl des Edelsten, was an Talent und Idealität sich gefunden — das verdient die Bewunderung jedes Jünglings, aber auch den ungeteilten Haß eines jeden und aller, die für den Teufel arbeiten —."[37]

Eine für Herzog zeitlebens charakteristische Abneigung gegen Systemzwang mischt sich in diesen Aeußerun-

---

[34] Tatsächlich figurierte er unter fünfunddreißig Schülern der „Grammatik" an viertletzter Stelle und sicherte sich nur in der Doctrina christiana einen ehrenvolleren Platz. (Nomina Literatorum... Sancti Michaelis Friburgi in Helvetia, Mense Septembri 1826. 16 f.)

[35] Immerhin legte er den Grund zur Kenntnis der französischen Sprache, aus der er später fließend übersetzen konnte. — Der tüchtige Lateinunterricht regte ihn zur Vergil-Lektüre an. Er las die „Aeneis" in der heute fast unbekannten Uebersetzung des Luzerner Jesuiten Franz Regis Krauer. (Melancholiker 4.)

[36] 10. Sept. 1826. (Familienchronik Herzog-Röthelin.)

[37] Beruf 24 f.

gen mit widerwilliger Anerkennung. Anscheinend kam sein Unbehagen vom Schulbetrieb der Jesuiten her, von der Ueberladung mit verschiedenartigsten Lehrfächern, von der Bespitzelung,[38] zwei Vorwürfen, die in allen zeitgenössischen Anklageschriften schlagwortartig wiederkehren. In Wirklichkeit mögen ganz andere Gründe seine Abneigung hervorgerufen haben. Ausländische Studenten aller Nationen, besonders deutsche, zum Teil aus fürstlichen Häusern, sassen mit ihm auf den Schulbänken.[39] Der Unterschied der Sprache, der Bildung, der Stände, der selbst in der äußern Haltung, in Haar- und Kleidertracht zum Ausdruck kam, erschwerte ein kameradschaftliches Verhältnis. Zum ersten Male befand sich der Luzerner Bauernbub in einer fremden Umgebung. Er schrieb sehnsüchtige Briefe nach Hause und ruhte nicht, bis wieder heimatliche Luft um ihn herum wehte.

Auf Allerheiligen 1826 trat Herzog in Luzern „zum dritten- und allerletztenmal" in die erste Syntax unter Professor Leonz Ineichen, dem spätern Pfarrer von Root. Ineichen war Mitunterzeichner einer Denkschrift, die im Jahre 1821 von den Lyceumsprofessoren Joseph Salzmann, Alois Gügler und Joseph Widmer gegen die Einführung des Fachsystems verfaßt worden war.[40] Herzog, aus einem schlechten Schüler zum „brauchbaren" Pfarrer geworden, war gewohnt, den eigenen Bildungsgang als mustergültig hinzustellen. Er wurde ein entschiedener Gegner des Fächersystems, das jedem organischen Kopf unnatürlich vorkommen müsse.[41] Damals aber kümmerte er sich wenig um den hitzigen Streit zwischen Troxler und Gügler. Mit seinem Jugendfreund Jakob Kopp aus Beromünster, dem Sohn des spätern Schultheißen,[42] saß

---

[38] Ebda. 105 ff.

[39] Pfülf, Otto, a. a. O. 164 ff.

[40] Troxler, I. P. V., Luzern's Gymnasium und Lyceum. 104 ff.

[41] Ehrentempel IV 8.

[42] Jakob Kopp (1811—1854), Sohn des Schultheißen gleichen Namens, gestorben als Kriminalrichter in Luzern.

er trotz strengster Aufsicht in den Bierhäusern, und ein Stadtjunker, Peter Pfyffer, lehrte ihn am grünen Tisch im „Freyenhof" die Billardkugel schieben.[43]

„Für ganz besonderliche Anstrengung des Schuljahres bot eine einzige Vakanz im wein- und freudenreichen Hitzkirch ... überreiche Erholung. Da sammelten sie sich, die losgebundenen, oft auch ungebundenen Musensöhne von Ost und West, aus dem fernen Entlebuch, dem benachbarten Freienamte, von Solothurn, Luzern, Muri, Einsiedeln, St. Urban und Münster sogar! Hier galt nur der Student, nicht die Fakultät, nicht insignis, nicht prorsus insignis, nicht das Prämium, weder das goldene noch das silberne, nicht die Theologie, nicht die Medizin oder Juristerei, da galt nicht Fuchs, nicht Bursch, da galt kein reich, kein arm; wer Student war, der zog nach Hitzkirch. Oben in der alten Kommenturei[44] wurde eine Bühne aufgerichtet, ein Bretterverschlag bildete das dreiplätzige Parterre, Musik lud von ferne ein, und wer drei Batzen aufbringen konnte, der zog im Herbst Hitzkirch zu, wo Erlachs Tod, die Ritter von Toggenburg, die Schlacht von Sempach, samt einem lustigen Nachspiel, etwa ‚der Trunkenbold', von den Studenten aufgeführt wird."[45]

An der Schlußprüfung des ersten Schuljahres hielt Herzog unter den Mitstudenten rechtschaffen die Mitte; aber im folgenden Jahr erschien er nicht mehr an der Prämienverteilung.[46]

Er hatte im quälenden Zweifel an seiner Berufung zum Priester das Studium aufgegeben und arbeitete seit dem Frühling als Schmiedgeselle in der Werkstätte seines Vaters. Der Gegensatz zwischen dem eingezogenen Leben in Münster und dem übermütigen Studententreiben in der Stadt, das ihm, vom Elternhause aus gesehen, noch

---

[43] Ehrentempel II 90 f.

[44] Die Deutschordenskommende war 1806 durch Großratsbeschluß aufgehoben worden.

[45] Ehrentempel I 48 f. Auf dieser Studentenbühne scheint sich die vaterländische Tradition des Luzerner Jesuitendramas, vermischt mit volkstümlichem Schwankgut, fortgesetzt zu haben. Andere Belege für diese Hitzkircher Spieltradition konnten nicht aufgefunden werden.

[46] Nomina eorum, qui in lyceo et gymnasio lucernensi disciplinis et artibus liberalibus vacant ... Anno 1827 (In Syntaxi I.: progressu prorsus egregio); anno 1828. (In Syntaxi II.: ante finem anni abiit.)

viel toller erscheinen mußte, hatte ihn immer nachdenklicher gemacht. Der neue Geist, der seit den Tagen Eduard Pfyffers und I. P. V. Troxlers in vielen Studentenköpfen spukte und immer ungestümer die Geistlichen von den Lehrstühlen des Gymnasiums zu verdrängen suchte, war auch wenig geeignet, die Neigung zum Priesterberufe wach zu halten.

„War ich doch gelehrt", sagt Herzog, „die Priester mit immer steigenderem Mißfallen zu betrachten, und glaubte ich schon hie und da bei dem eint' oder andern den Dolch zu entdecken, mit dem sie die Freuden der Jugend und das Licht und das Leben der Völker durchbohren! — Ich schämte mich, daß ich einst daran dachte, ihnen nachzufolgen; es kam mir als eine Beleidigung vor, wenn man glaubte, ich werde Theologie studieren." [47]

Der gesunde religiöse Geist der „untern Schmitte" gab ihm aber wieder festen Boden unter die Füsse. Schon im Herbst nahm er das Studium wieder auf bei Chorherrn Ignaz Staffelbach. Am 3. November zog er mit seinem Vater zum zweiten Mal nach St. Urban, dem „Ziel seiner Wünsche", wie Schwester Barbara nachdrücklich in die Familienchronik schrieb, wohl in der Ueberzeugung, ihn einst im schwarz - weißen Zisterzienserhabit wieder zu sehen.

Tatsächlich scheint ihn, wie vor Jahren die Jesuitenbegeisterung, damals plötzlich der Mönchsgedanke erfaßt zu haben. Er hielt es für seine Pflicht, sich förmlich los zu sagen von seinem alten Spiel- und Trinkbruder in Luzern. Die Antwort Kopps an den „Kerl" hinter Klostermauern ließ aber nicht auf sich warten:

„Hast Du denn Deinen albernen Plan noch nicht aufgegeben?", schreibt er ihm zurück. „Vertrau Dich mir ganz, und lasse keine hypochondrischen Narrheiten in Dir aufsteigen. Glaubst Du ja, in einem Kloster, glaubst Du, nur als Geistlicher je einst glücklich zu werden. Nein, mein Lieber!... Gib mir zu, daß Du Dich nicht kennst, daß ich Dich ganz durchblicke. Du bist scheußlich geschulmeistert

---

[47] Einige Pastoral-Briefe zwischen einem jungen Priester und seinem geistlichen Vater. 7. Brief. In: Der Pilger. Einsiedeln 1847 Nr. 2.

worden... Ich sprach über Dich mit Pater Girard, den ich sehr oft besuche. Der fühlt mit mir. Keine Frömmigkeit sitzt Deinem Entschlusse nicht zu Grunde. Es ist entweder das schon Genannte, oder Hoffnung auf Wohlleben. Wie lange kann das dauern? Vergegenwärtige Dir die ob unserem Haupte schwebenden Revolutions- und Reformationswellen!..." [48]

Der Klosterschüler aber bekümmerte sich nicht um politische und geistige Umwälzungen in der Hauptstadt. Während Jakob Kopp aufmerksam und begeistert die Großratsreden seines Vaters für Trennung der Gewalten und für Verfassungsrevision verfolgte, [49] nebenbei klosterfeindliche Romane las und gleichzeitig eigene und fremde Herzensschwierigkeiten einem Franziskanermönch [50] unterbreitete, saß der Freund weltvergessen im Kirchhof der Zisterziensermönche, auf den Knien das Buch der „Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit" des Engländers Edward Young. [51] Er schwelgte in Schmerz und Schwärmerei, und ein Glück war es, daß mit der ersten Rhetorik die St. Urbaner Klosterschule schloß und er seine Fortbildung anderswo suchen mußte. Wie sehr aber das Mönchsideal im katholischen Luzernervolk noch lebendig war und was es damals in der Vorstellungswelt eines bildungshungrigen jungen Menschen alles in sich schloß, beweist uns Herzog, wenn er in voller Ueberzeugung schreibt:

„Es gibt wenige junge Leute, gebildetere, nicht gemeinen Schlages, nicht nur Jünglinge sondern auch Töchter, die nicht in irgend-

---

[48] Brief Jakob Kopps vom 22. Dezember 1828.

[49] Rede über die Trennung der vollziehenden und richterlichen Gewalt. Von J. J. Kopp, Mitglied des Großen Rates. [29. Januar 1829.] In: Schweizerische Monatschronik. 1829 Nr. 1 (Januar) 1—11.

[50] Pater Girard weilte seit dem April 1828 in Luzern, wo er, ein großer Bewunderer und Anhänger seines Vorgängers J. P. V. Troxler, mit dem Philosophieunterricht betraut worden war. (Daguet, Alexandre, Le père Girard et son temps. Paris 1896. II 127 ff.) Wie Troxler unterhielt auch er gute Beziehungen zum Zofingerverein, dessen Mitglied Jakob Kopp im folgenden Jahre wurde. (Beringer, Ulrich, Geschichte des Zofingervereins. Basel 1907. I 337 und 420.)

[51] Melancholiker 4 f.

einer Periode ihres Lebens, in gehobener Stimmung ihrer Religiösität, bei einer getäuschten Hoffnung, bitterer Erfahrung, bei poetischer, romantischer Anlage, die nicht ans Kloster denken." [52]

Herzog ist der letzte Schilderer des fröhlichen Studententreibens an der St. Urbaner Klosterschule. [53]

Am 3. Oktober 1829 zog er als Student der zweiten Rhetorik in die neugegründete Bischofsstadt Solothurn. Der gelehrte und weitum geschätzte Professor Franz Josef Weissenbach leitete als Präfekt den Schulbetrieb; der Klassenlehrer aber, Urs Joseph Günther, scheint bei seiner stillen Zurückgezogenheit wenig Einfluß ausgeübt zu haben. [54] In Herzogs Solothurner Erinnerung überwiegt das Andenken an das gesellige Leben in Kost- und Bierhäusern. [55]

Er verließ das Gymnasium zu einer Zeit, als die Schlagworte der Julirevolution unter seinen zwanzigjährigen Freunden in allen Kantonen bereits begierig aufgegriffen und weitergetragen wurden. Bezeichnenderweise war es ein Thurgauer, der sich als erster berufen fühlte, seinem St. Urbaner Studiengenossen die neue Ordnung der Dinge anzukündigen.

„Ohne Dich", schreibt er ihm am 3. August 1830, „würde ich sicher nicht so lange im Kloster gewesen sein, in denen (sic!) ich — trotz des guten Essens und Trinkens! — halt doch nicht gern verweile; denn solche Zusammenkünfte sind nach meiner Ansicht — wenigstens in unserer Zeit — nicht der Natur gemäß, und darum auch nicht der Gottheit Wille. (Ich wage diese Behauptung im Vertrauen auf Deine freidenkende Seele, die, in sich selbst das ewige Wahre aller Religionen und Menschen aller Zeiten suchend, sich nicht nach den schwachen, eigennützigen und dabei doch gemeinen Begriffen einzelner Menschen richtet). Die katholische Religion ist gewiß schön und edel in ihrer Reinheit, aber nicht die Klöster und

---

[52] Ehrentempel III 54.

[53] In den Lebensbeschreibungen verschiedener Konventualen. Vgl. Ehrentempel III 72 ff., 126 ff., IV 42 ff. und 132 ff.

[54] Familienchronik Herzog-Röthelin. — Fiala, Friedrich, Geschichtliches über die Schule von Solothurn. V (1881) 55.

[55] Brief Herzogs aus Lausanne vom 2. Oktober 1832. — Stöffeli 61.

pomphaften Mönche. — Aber wo die Freundschaft edler Seelen wohnt, da ist es heimisch — auch in Klostermauern . . . Wie lebt Ihr in dem dunkeln Solothurn? — Ach, wann wird auch in Eurem Collegio die Sonne der Freiheit leuchten? Ist diese doch jedem Menschen bestimmt, und will man die beglückende unterdrücken." [56]

Dieser Brief wiederspiegelt fast in jedem Satz getreu den Geist, wie er in den einzelnen Sektionen des Zofingervereins hochgezüchtet wurde und wie ihn Herzog selbst im Herbst dieses Jahres als Student der Philosophie in Luzern kennen lernte. Was hier — nicht zuletzt von Theologen — an Parolen zum besten gegeben wurde, war ein konfessioneller Indifferentismus, der um der Freundschaft willen sich verpflichtet fühlte, religiöse Schranken zu übersehen. [57] Schon zu einer Zeit, da der Kampf um die neue Verfassung noch nicht auf kirchenpolitisches Gebiet hinüberspielte, sah deshalb die freidenkende Jugend in den Klöstern und ihren Schulen veraltete Institutionen, die der konfessionellen Verbrüderung entgegenwirken. Herzog huldigte bald der gleichen Auffassung. Mit den Freunden der Gymnasialzeit, mit Jakob Kopp und Eduard Schnyder, wurde erneut Brüderschaft getrunken. [58] Schnyder war Präsident der Luzerner Sektion des Zofingervereins. Herzog wurde Mitglied. Auch als die Luzerner mit ihren radikalen politischen Forderungen sich aus dem schweizerischen Verband loslösten und am Dienstag nach Pfingsten (12. Juni 1832) in Hitzkirch mit einigen Gleichgesinnten aus Zürich die „Helvetia" begründeten, machte er voll Begeisterung mit. [59] Im Sommer begab er sich zur

---

[56] Brief von Karl Hausart. Frauenfeld, 3. August 1830.

[57] Beringer, Ulrich, a. a. O. I 192.

[58] Eduard Schnyder (1812—1853). Späterer Redaktor des „Eidgenossen"; wurde nach dem Freischarenzug von 1844 zu sechs Jahren Kettenstrafe verurteilt, 1846 begnadigt. Nach dem Sonderbundskrieg Großrat und Regierungsrat.

[59] Hübscher, Josef, Die Entwicklung der Zofingia Luzern in den ersten hundert Jahren. Festschrift der Zofingia Luzern. Luzern 1921. 19—22. Mitgliederverzeichnis der Zofingia 1831—1832, der Helvetia 1832—1833.

Vervollkommnung der französischen Sprache nach Lausanne.[60] Er muß sich damals in der Vollkraft seines Burschentums gefühlt haben; denn er schrieb nach Hause:

„Daß die Studio in Münster meine Wichtigkeit fühlen, macht mich zwar nicht stolz, aber gefällt mir doch. Auch in Solothurn beliebte man in Kneipen und unter Studenten zu sagen, ohne mich sei kein Leben mehr. Voilà! der faule Xavier könnte noch einmal Epoche machen. Auch hier bin ich im Stande, unter den Studenten durch meine Einfachheit und ungezwungenen Witz ein gewisses Renommée zu erhalten, an was mir aber wenig liegt; denn die Tage leichtsinniger Jugend und irdischer Eitelkeit sollten jetzt zu verschwinden beginnen, mein Charakter sollte sich befestigen und der Verstand sich an Grundsätze festhalten."[61]

Im Herbst saß er dann als Kandidat der Theologie zu Füßen Josef Widmers und Melchior Kaufmanns. Doch die Auseinandersetzungen in den Studentenzirkeln beschäftigten ihn mehr als Dogmatik und Exegese. Bei den politischen und wissenschaftlichen Tagungen wurde dafür gesorgt, daß der neueingeführte sogenannte zweite Akt, das „trauliche Beisammensein bei Bier und Gesang", nicht zu kurz kam.[62] Es klingt daher wenig überzeugend, wenn Herzog in der Rechnungsführung an seine Eltern „um einen Batzen Bier" aufschreibt — „als letztlich die Sonne so feurig schien" — dagegen, um seinen Studieneifer zu dokumentieren, für Schreibsand „mehr als 7 Kreuzer Auslagen schwarz auf weiß", obwohl man „um einen Kreuzer einen großen Korb voll" haben könne.[63] Wären nicht vereinzelte Briefe vorhanden, wir wüßten wenig über Herzogs damalige Einstellung zum politischen Geschehen. In den Erinnerungen an diese Zeit mischt er sich so unauffällig unter den großen Haufen, daß man kaum entscheiden kann, was er von sich selbst, was er nur von andern berichtet. Denn sein Urteil über die „Sturm- und Drang-

[60] Aufenthalt in Lausanne: 14. August bis 20. Oktober 1832.

[61] Brief Herzogs aus Lausanne vom 2. Oktober 1832.

[62] Beringer, a. a. O. I 168.

[63] Brief Herzog aus Luzern 1833.

Periode" der Dreißigerjahre lautet später wesentlich anders:

„Damals brach die Zeit entzwei", lesen wir, „die Vergangenheit wurde fluchend verlassen, ihre Türe zugeschlagen und der Zerstörung preisgegeben, indes man eine neue Epoche eröffnete und an der Sonne der französischen Konstitution die Fackel der Freiheit anzündete! Ja, was war das damals für ein Leben in Luzern! Weh' den Junkern und weh' den Aristokraten und allen denen, die nicht jubelten und illuminierten! Natürlich, die Studenten brüllten mit; was wollte man anders machen, Jugend hat keine Tugend, aber liberal mußte man sein, da half alles nichts. Wenn wir auch nichts zu bedeuten hatten, machte man doch Jagd auf uns und suchte unser habhaft zu werden durch Vereine, Deklamation, Gesang, Turnen, Vorlesung, Presse, von oben herab, von unten herauf, links, rechts, in der Schule, unterm Bogen, auf der Reußbrücke, auf der Kapellbrücke, in den Bierhäusern, mit Ausnahme des uralten konservativen Freihofs, in Sempach am Schlachtjahrzeit, bei Zusammenkünften an Turnfesten; denn wenn die Studenten der neuen Freiheit und der Volkssouveränität wenig Kredit verschafften, so gaben sie doch mit der Zeit Advokaten, Aerzte, ja sogar Geistliche, ‚denn wenn einmal die Geistlichen liberal sind, dann haben wir gewonnenes Spiel!' "[64]

Dem verderblichen Einfluß der Studentenschaften leisteten die alten Theologieprofessoren jeden möglichen Widerstand.

„Der Verein stund bei Widmer und Gügler in bösem Rufe, und sie hatten viel zu arbeiten, zu waschen und zu säubern, bis jener Sauerteig aus Guggenbühlers Bierhaus[65] herausgefegt war, wenn allfällig ein Zofinger in die Theologie eingetreten, so sehr waren sie eingenommen gegen katholische Lehrer, wie gegen ihre Lehre, die ganze Hierarchie, oft sogar gegen alles, was katholisch tönte."[66]

Der Gegenspieler dieser geistlichen Mahner war Eduard Pfyffer. Unter der neuen Regierung vom 30. Januar 1831 war ihm wiederum die Leitung des Erziehungswesens anvertraut worden. Mit gleicher Energie wie zur

---

[64] Ehrentempel II 69 f.

[65] Johann Guggenbühler von Luzern errichtete 1834 vor dem äußern Weggistor die Bierbrauerei und den Ausschank zum „Löwengarten". (Weber, P. X., in: Das Brauwesen in der Stadt Luzern einst und jetzt. Luzern 1935, 36 f.)

[66] Ehrentempel III 94.

Zeit der Mediation betrieb er noch immer die Schaffung eines fügsamen Klerus. Um die jungen Theologen dem Einflusse Widmers zu entziehen, drängte er ihnen Stipendien auf und schickte sie an deutsche Universitäten.

Man hoffte „sonderbarerweise, junge Theologen werden im bureaukratischen, monarchischen Deutschland freisinnigere, republikanischere Grundsätze sich aneignen als auf dem republikanischen Boden der Heimat, in einer Schule, die nicht bloß von Landeskindern besorgt war, sondern die unter der Oberaufsicht und der Leitung gerade dieser liberalen Herren, wie Amrhyn und Pfyffer, selber gestellt war!" [sic!] [67]

Ende 1833 ergriff Eduard Pfyffer noch radikalere Maßnahmen. Er schrieb am 12. August von der Zürcher Tagsatzung aus an Amrhyn:

„. . . Ich frage, ob man Widmer und Kaufmann nicht einmal beseitigen könnte? Ohne diese schon so lange nötige Beseitigung ist wahrlich nichts getan. Pfarrer Fuchs in Rapperswil und Burkard Leu in Berlin würden die Abgehenden leicht ersetzen . . ." [68]

Die Vertreibung Widmers und die Berufung von Christoph Fuchs an seine Stelle als Theologieprofessor erregte Aufsehen in der ganzen Eidgenossenschaft und hatte zur Folge, daß bei Beginn des neuen Schuljahres viele Studenten die Anstalt verließen und die Universität Tübingen aufsuchten. [69] Herzog war unter ihnen.

Es war höchste Zeit, daß er Luzern verließ. Der Geist der Kritik war bereits in ihn gefahren. Es ist verwunderlich, daß sich Herzog mit solcher Selbstverständlichkeit den radikalen Elementen unter der Studentenschaft anschließen konnte. Die Familie Herzog in Beromünster un-

---

[67] Ebda. IV 147. Vgl. auch Luzernerbieter XVI 126 f.

[68] Abgedr. in: Dommann, Hans, Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828—1838). In: Zeitschrift für Schweizer. Kirchengeschichte. 22 (1928) 106 f.

[69] Da der Bischof den Schülern Fuchsens die geistlichen Weihen verweigerte, wurden durch Großratsdekret vom 8. Mai 1834 die theologischen Vorlesungen vorübergehend eingestellt. Im Sommer 1834 studierten 10 Luzerner an der kath. Fakultät Tübingens. (Lösch, Stephan, Die Anfänge der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1819—1831. Rottenburg a. N. 1938. 47.)

terhielt freundschaftliche Beziehungen zu Josef Leu von Ebersol,[70] und man muß annehmen, daß sie schon in diesen Jahren des politischen Umbruchs seine katholisch-demokratischen Grundsätze teilte und unterstützte. Die politisierenden Studentenverbindungen der Stadt besassen bei einem großen Teile der Landbevölkerung keinen guten Klang. In der Stadt selbst rückte auf den Schulbänken bereits eine Generation nach, die von sich sagte:

„Man war voll Begeisterung für die Studien; unter dem Einfluß der Ideen, welche die Luft erfüllten, hielt jeder sich verpflichtet, sich zum Dienste des Vaterlandes mit Ernst und Ausdauer vorzubereiten; der kneipende Studentengeist war nicht durch Disziplin von oben, sondern durch eigene gereifte Urteilskraft verpönt und verachtet."[71]

Die Vertreibung Widmers muß vielen in der Landschaft die Augen geöffnet haben; sie hatten von der neuen Regierung wirtschaftliche Vorteile erhofft und wurden nun in den tiefsten religiösen Gefühlen verletzt.

Auch den jungen Luzerner Theologen wurden die Augen geöffnet, als sie im Tübinger Wilhelmstift einrückten. Der Ruf der Freisinnigkeit, den die katholische Fakultät Württembergs genoß, schien keine Gesinnungsänderungen zu verlangen.

„Die Tübinger waren damals etwas scheel angesehen, man traute ihnen nur halb, nicht weil man gerade an jenen Professoren etwas auszusetzen wußte, sondern weil sie von der Regierung dem Widmer entgegengestellt wurden, weil man annahm, die Herren schicken nur solche hin, die mit ihnen übereinstimmen, und es sei darauf abgesehen, einen andern Geist in die Geistlichkeit zu bringen."[72]

Das katholische Deutschland hatte seit 1817 in der „Tübinger Schule" seinen stärksten wissenschaftlichen

---

[70] Die Großmutter Josef Leus väterlicherseits war eine geborene Herzog aus der Winon (Luzernerbieter III 23). Im Jahre 1829 ist Leu einem Kinde von Pfarrer Herzogs Schwester Clementia Pate gestanden, und 1842 übernahm er auch die Patenschaft für eine Tochter von Pfarer Herzogs Bruder Adam. (Familienchronik Herzog-Herzog und Herzog-Röthelin).

[71] Segesser, Philipp Anton, Erinnerungen. In: Katholische Schweizerblätter. N. F. 6 (1890) 85.

[72] Ehrentempel IV 93.

Rückhalt gefunden. Aber die kirchentreue Geistlichkeit Luzerns hatte ihre Gründe des Mißtrauens. Ein Laie, der aufklärerische und freisinnige Zürcher Bürgermeister Paul Usteri, hatte die ersten Bande zwischen der Schweiz und den Tübinger Professoren angeknüpft als Mitarbeiter ihres vielgelesenen Organs, der „Theologischen Quartalschrift". Seine regelmäßig eingeschickten Aktenstücke aus der schweizerischen Kirchenpolitik in den Jahren der Bistumsverhandlungen ließen den Eindruck aufkommen, die Tübinger befürworteten den Episkopalismus.[73] Den gleichen Geist witterte sie auch in den Erstlingsschriften des jungen schwäbischen Theologen Johann Adam Möhler, der unter den Tübingern als überragender Kopf die Aufmerksamkeit auf sich zog. Er hatte im Sinne der deutschen Romantik die Lehrsätze der katholischen Kirche in ihrer historischen und durchaus organischen Entwicklung dargelegt und gegen die Angriffe der benachbarten protestantischen Fakultät verfochten. Aber erst in jahrelanger Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist hatte er sich durchgerungen zur vollen Anerkennung des Primats als einer Eigentümlichkeit der katholischen Kirche.[74] Die Luzerner Theologiestudenten, die im Herbst 1833 dem Nekkartal zustrebten, hofften daher, daß man in Tübingen ihren demokratischen Idealen auch auf kirchenrechtlichem Boden entgegenkommen werde. Unklare Begriffe einer von Rom unabhängigen Nationalkirche, womöglich mit geistlichen Parlamenten und der Mithilfe des Landklerus an der Bischofswahl gaukelten auch ihnen vor. Doch sie täuschten sich: vom Geist eines Febronius war nichts mehr zu finden im Tübinger Wilhelmstift.

„Es war lustig zu sehen", berichtet Herzog, „wie uns jungen Republikanern in den Hörsäälen des monarchischen Württemberg die Köpfe gedreht worden sind, so daß wir nach und nach alles ganz anders, aber doch nicht verkehrt, angesehen haben. In jenen Tagen

---

[73] Lösch, a. a. O. 40 ff.

[74] Schnabel, Franz, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Freiburg i. B. III (1934) 119 und IV (1937) 68 f.

der sogenannten Freiheit war man in Luzern der Versuchung nahe, die Kirche ohne weiteres dem souverän erklärten Volke und seinen Repräsentanten, dem allmächtigen, allgegenwärtigen, allweisen Grossen Rate, zu unterstellen, ihm Inful und Stab anzubieten... Nun glaubte und hoffte man, in Tübingen werde dieser Staatstheologie der Doktorhut aufgesetzt und sie für orthodox, wissenschaftlich und alleinseligmachend gestempelt und anempfohlen, die alte Theologie eines Widmer, Schlumpf, Geiger werde durchgestrichen und es werde mit einem Wort in Tübingen noch liberaler zugehen als selbst in Luzern und Aargau. Statt dessen wurde dort nicht bloß der alte Glaube samt den zehn Geboten und dem Zölibat angenommen und verteidiget, sondern die Kirche, ihre Lehre, ihre providentielle Entwicklung, ihre Leiden und die goldenen Früchte, die von diesem Lebensbaume auf die arme Menschheit herabfallen, wurden einstimmig von allen Professoren den erstaunlichen Republikanern vorgeführt." [75]

In den letzten Jahren hatten sich die Beziehungen zwischen den Tübingern und dem Luzerner Sailer-Kreis gebessert. Der von Schlumpf, Geiger und Widmer herausgegebenen „Schweizerischen Kirchenzeitung" flossen regelmäßig Nachrichten zu aus der Diözese Rottenburg am Neckar und von ihrer katholischen Fakultät. [76] Mehr und mehr machte sich der Tübinger Einfluß unter dem jungen Schweizer Klerus geltend.

Diesem Einfluß muß hier ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Denn für Herzog wurde der dreisemestrige Aufenthalt an der schwäbischen Landesuniversität ausschlaggebend für das ganze Leben. Bezeichnend für seinen Charakter und für die Richtung, die sein theologisches Denken nehmen sollte, ist sein Urteil über die dortigen Professoren:

„Am meisten wurde man in der Regel von Hirscher angesprochen; seine eigentümliche Manier des Vortrages, seine evangelischen Anschauungen, die warme Darstellung bei aller Unbehülflichkeit im Ausdrucke, ganz besonders eine gewisse Liberalität, sein vermeintliches Anstreifen an Wessenberg, hie und da ein reforma-

---

[75] Ehrentempel III 19 f.

[76] Lösch, Stephan, J. A. Möhler im Jahre 1834/35. Eine unbekannte Begebenheit aus seinem Leben. In: Theologische Quartalschrift. 106 (1925) 85 f.

torischer Zug wurde von vielen lieber gehört und heimelte sie mehr an als der Eifer eines Möhler, der es wagte, in einer Zeit, wo man die Hochzeit der Katholischen und Evangelischen schon wenigstens proklamieren wollte, die katholische Lehre gleich einer gotischen Kirche der erstaunten Gegenwart vorzuführen. Die Schärfe seiner Dialektik, seine Schonung für die Gebrechen der Kirche, alles das mochte dem Kinde der Zeit weniger Begeisterung ablocken, aber doch wäre nie von einem freiwillig auch nur eine Stunde vernachlässigt worden, und der Eindruck, den er machte durch seine Gelehrsamkeit, seine liebenswürdige Erscheinung, das Interesse, das er dem Schüler für seinen Gegenstand beizubringen wußte, samt dem Glanz, der sich mit seinem Namen schon verbunden hatte, alles das hat bei uns alle Nebengedanken beherrscht, so daß die Liebe zu Möhler eine aufrichtige, allgemeine gewesen ist." [77]

Während also Möhler durch seine Schriften, durch seinen einfachen und doch tiefsinnigen Vortrag und nicht zuletzt durch seine äußere Erscheinung Schüler und Zeitgenossen mächtig an sich fesselte, [78] gab der praktische Sinn des Schweizers dennoch den Vorlesungen Johann Baptist Hirschers über Moral- und Pastoraltheologie den Vorzug. Auch hat sich Herzog eigentümlicherweise nie als Möhler-, immer als Hirscherschüler bezeichnet. Vor allem Hirschers Reformdrang imponierte dem Beromünsterer, der von Jugend auf mit der Geistlichkeit sozusagen unter einem Dache gewohnt und ihre Schwächen beobachtet hatte. Hirschers praktische Anweisungen zur Katechese waren außerdem leicht faßlich, während Möhlers Ausführungen große Aufmerksamkeit erforderten; „vielfältig hatte man noch mit dem deutschen Dialekt zu kämpfen, und hie und da mangelte die nötige Vorbereitung zu schnellem und ganzem Verständnis". [79] Herzogs unphilo-

[77] Ehrentempel III 21 f. Herzog hörte auch die Vorlesungen der Professoren Drey und Mack. Zum Urteil des Schweizers bilden die Erinnerungen von P. Bonifaz Gams, eines deutschen Möhlerschülers aus dem Jahre 1834, ein interessantes Gegenstück. (Lösch, Stephan, Johann Adam Möhler. München 1928. I. Gesammelte Aktenstücke und Briefe. 483 f.)

[78] Vgl. Funk, Philipp, Die geistige Gestalt Johann Adam Möhlers. In: Hochland 27 (1929/30) 98—110.

[79] Ehrentempel III 21.

sophischem Kopfe war es unmöglich, Möhlers Auseinandersetzung mit dem deutschen Idealismus [80] in allen Tiefen zu verfolgen: mehr als unbestimmte Pennälervorstellungen von den Systemen Kants, Schellings und Hegels gewann er nie. Wenn er aber als Pfarrer in den Bücherschränken eines geistlichen Kollegen herumstöberte und diese Namen von den Einbanddeckeln ablas, so runzelte er bedenklich die Stirne und beschrieb dann den Verstorbenen als einen ungemein fanatischen Anhänger von Kant, [81] womit er, gestützt auf die Autorität seiner Tübinger Professoren, sagen wollte: er stand nicht mit beiden Füßen auf kirchlichem Boden. Auch Möhlers Vorlesungen über symbolische Theologie, worin er auf Grund der anerkannten Bekenntnisschriften die dogmatischen Gegensätze der christlichen Konfessionen behandelte, fand bei den sonst polemisch gestimmten Schweizern wenig Anklang: man liebte es noch zu sehr, „Freund" und „Bruder" ins andere Lager hinüber zu rufen und sich der täuschenden Hoffnung hinzugeben, man kämpfe um gleiche Ziele. Umso begieriger hat Herzog dann auf Möhlers „Symbolik" zurückgegriffen, als er erkannte, welch gefährlicher Wahn die Fusion der Konfessionen sei, die schließlich dazu führe, schon den Schulkindern „das Affengesicht einer Humanität aufzudrücken, die sich ohne Rücksicht auf Gott herstellen möchte." [82] Sicherlich hat Möhler Herzogs historisches Interesse, das schon als Heimat- und Vätergabe in ihm wurzelte, noch verstärkt, und er verankerte in ihm die stolze Gewißheit, daß die katholische Kirche gerade kraft ihrer einheitlichen Entwicklung allen modernen Angriffen mit zeitgemäßen Waffen begegnen könne, ohne einen Schritt von ihren Lehrsätzen abzuweichen. Das Kostbarste, was Herzog so aus Tübingen mit ins Leben

---

[80] Adam, Karl, Die katholische Tübinger Schule. Zur 450-Jahrfeier der Universität Tübingen. In: Hochland 24 II (1927) 592.

[81] Ehrentempel III 25.

[82] Zustände 33.

hinaus nahm, hat er wahrscheinlich unbewußt von Möhler empfangen. Als junger Pfarrer kommentierte er mit Feuereifer eine von Hirschers gewagtesten Schriften,[83] aber später griff er lieber zu Möhlers Werken und ließ sich mitreißen von seiner „zarten Begeisterung für die katholische Kirche."[84] Es ist das Verdienst der Tübinger wie der ältern Landshuter Fakultät, daß die katholischen Theologen nicht mehr mit lebensfremden, abstrakten Vorstellungen ihre Pastoration antraten, sondern aus einer Schule des lebendigen Glaubens neue religiöse Begeisterung in Pfarrhöfe hinaustrugen, die bisher eher Philosophenstuben geglichen hatten als Mittelpunkten einer Kirchgemeinde.

„Das soziale Leben der Schweizer [in Tübingen] bot so mehr oder weniger ein Bild desselben in der Heimat dar: viele Kämpfe und Diskurse, welche vielfältig aller Freundschaft, aller Gemütlichkeit den Todesstoß zu versetzen drohten." Während aber die deutschen Burschenschafter an den schweizerischen Hochschulen durch ihre politische Rührigkeit dem Gastland immer unbequemer wurden, verliefen die Diskussionen der Schweizer im Schwabenland in demokratischer Zucht und Verträglichkeit.[85]

In langen Ferienwochen wanderte Herzog hinunter nach Heidelberg, wo er unter der Studentenschaft der juristischen Fakultät manchen Freund hatte und als „fideler Herzig" oder „Baron von Münster" wohlbekannt war. Dort war der Geist ein wesentlich anderer als im obern Neckartal. Die Witzwörter der schweizerischen radikalen Blätter, des „Eidgenossen", des Zürcher „Republikaners" und des St. Galler „Erzählers", galten als das Geistreichste, was in politischen Dingen gesagt werden konnte. Man leerte die Gläser auf die Badener Konferenzartikel

---

[83] Vgl. Kapitel „Der Römling und seine Amtsgenossen."

[84] Luzernerbieter X 71 f.

[85] Ehrentempel III 22 f.

und belächelte mitleidig den religiösen Eifer eines Chorherrn Geiger, der in seiner Schrift „Ueber den Aufruhr" das Luzerner Volk zum passiven Widerstand gegen die kirchenfeindlichen Verordnungen der Regierung aufforderte.[86] Im Frühling 1835 kehrte Herzog über Würzburg und Frankfurt in die Schweiz zurück — gefolgt von immer dringender werdenden Mahnschreiben der Löwenwirtin zu Tübingen, seine Schulden zu bezahlen.

In Luzern hatten die kirchenpolitischen Gegensätze sich verschärft. Die Regierung setzte eigenmächtig Geistliche von ihren Pfründen ab, ließ bei den mutmaßlichen Führern des „Katholischen Vereins" Hausdurchsuchungen halten und sie vor Gericht laden. Der Klerus selbst war unter sich gespalten und drückte in Adresse und Gegenadresse an Bischof und Regierung seine Zustimmung oder sein Mißfallen aus. Das Volk zeigte mit Fingern auf die regierungsfreundlichen Geistlichen und verglich sie mit den achtundvierzig Blättern des Kartenspiels, wobei jedem sein Emblem angehängt wurde. Auf Jahre hinaus wehrten sich ledige Pfarreien gegen die Anstellung eines der „Achtundvierziger".[87] Die päpstliche Enzyklika gegen die Badener Artikel suchte man zu verheimlichen. Eduard Pfyffer, der Hauptinitiant der Konferenz, war zwar gestorben; doch Schultheiß Joseph Amrhyn — „josephinisch kommt her von Joseph A. R.", erklärt Herzog[88] — leitete die Kirchenpolitik in eigenartiger Doppelstellung als einflußreichster Berater des Bischofs Joseph Anton Salzmann und als Herausgeber einer „Erklärung und Verteidigung der Badener Konferenzartikel".[89] An der theologischen Lehranstalt, wo Herzog sein letztes Semester absolvierte, unterrichteten zwei Professoren, von denen der eine, Christoph Fuchs,

[86] Geiger, Franz, Ueber den Aufruhr. Luzern o. J. 5 ff.
[87] Ehrentempel II 16 und III 89.
[88] Bilder 9.
[89] Dommann, a. a. O. 22 (1928) 274 f.

durch seine unkirchliche Haltung, der andere, Anton Fischer, durch sein Privatleben in der ganzen Schweiz Aufsehen und Anstoß erregte. Herzog verbrachte diesen Sommer in großer Zurückgezogenheit; denn es begann nun die Zeit, „wo die Welt alle Hoffnungen auf Eroberungen aufzugeben pflegt, da die Kleider nun bereits zu dunkeln beginnen, die Gesellschaft ausgesuchter, der Umgang ernster, der Schritt gemessen, die ganze Haltung eine Protestation der Welt hinüber wird" [90] — und dies trotz der Lamentationen einiger Tübinger, daß „ein so schöner, wohlgewachsener, liebenswürdiger junger Mensch geistlich werden" solle. [91] Die Errichtung eines Priesterseminars, wie es das Bistumskonkordat und die päpstliche Erektionsbulle von 1828 vorgesehen hatten, war durch die Forderungen der Diözesanstände nach staatlicher Oberaufsicht unmöglich gemacht worden. Deshalb ließ sich Herzog von Chorherrn Joseph Hofstetter in Beromünster in die Liturgie und in den Meßritus einführen. [92] Im Oktober bestand er das Zulassungsexamen mit gutem Erfolg [93] und wurde im folgenden Dezember in Solothurn zum Subdiakon geweiht. Im heimatlichen Nachbardorfe Rickenbach hielt er die erste Christenlehre. Er sprach über das stille Leben Jesu — er, der von Jugend auf Religion nicht zuletzt unter politischen Aspekten betrachtet hatte und bis in die letzten Tage an allen Fragen des öffentlichen Lebens regen Anteil nehmen sollte. Am

---

[90] Ehrentempel IV 124.

[91] Brief aus Tübingen (2. Juni 1835) an „Bero de Münster en Unterschmidten dermalen in der Prediger-Schule in Luzern", gezeichnet: „Dein ehemaliger Hausbursch".

[92] Ehrentempel III 36.

[93] Stiftsarchiv St. Leodegar Luzern, Kommissariatsarchiv: Protokoll des geistl. Examinations-Kollegiums 1835/68. 5. Sitzung: 5.—9. Oktober 1835. Herzog wurde in die I. Klasse 2. Abt. (= besonders gut) eingereiht. Pfarrer Georg Röthelin in Neudorf übernahm für ihn den Tischtitel. (Kommissariatsarchiv: Ordinandi ab anno 1830, anno 1835.)

2. Februar 1836 wurde er von Bischof Salzmann zum Priester geweiht. In der untern Schmiede rüstete man zur Primiz. Am 14. Februar 1836 las Herzog seine erste heilige Messe auf dem Allerheiligenaltar der Stiftskirche. Propst Ludwig Meyer von Schauensee, sein Firmpate und geistlicher Vater, lud die Familie zur Feier in die Propstei.

Vikariatsidyll und Kaplaneipolitik (1836—1841).

Es begannen nun auch für Herzog die „drei größten Plagen, die es für einen jüngern Priester geben kann":

das Kompetieren mit seinen „Mühen und Täuschungen und tausendfachen Verdrießlichkeiten, besonders wo man noch mit Kragen und Mantel M. G. H. U. O. auf dem Rathause mußte vorgestellt und begafft werden, was bis auf die Vierzigerregierung gefordert wurde", und schließlich das „Bündeln", gefolgt von der „Hausräuche und ihrer Last und Kosten." [94]

Die Anfänge wurden ihm leicht gemacht. Chorherr Joseph Widmer, sein früherer Professor in Luzern, führte ihn am 23. April 1836 nach Wolhusen zu Dekan und Pfarrer Georg Sigrist. Dieser war wie Widmer ein Lieblingsschüler Sailers gewesen. Bevor er aber nach Landshut gezogen, hatte er sich bei Pestalozzi in Yverdon zum Lehrer ausbilden lassen und widmete sich nun neben der Pastoration der Erziehung junger Priester.

Ob sich schon während des Wolhuseraufenthaltes Unstimmigkeiten zwischen Herzog und Pfarrer Sigrist zeigten, läßt sich nicht ermitteln. Nach einem halben Jahre schon suchte der Vikar einen andern Posten. Sigrists politische Ansichten waren offenbar nicht nach dem Geschmack des Tübinger Theologen; [95] besonders wenn man

---

[94] Ehrentempel III 48.

[95] Bilder 17 f.: „Der Radikalismus stand damals [in den Dreissiger-Jahren] wirklich hier zu Lande in seiner Blüte ... Auch das andere Reich neigte sich zum Bruderkusse, wars mit dem Pfarrer nicht zu machen, so hielt der Kaplan her, oder man suchte an dem Vikar etwas zu pfuschen, man machte sich an die Köchin oder be-

bedenkt, wie gründlich Herzog jeweils alte Brücken abzubrechen pflegte, sobald er sich für einen neuen Weg entschieden hatte.

Im Herbst 1836 meldete sich Herzog als Vikar zu Pfarrer Johann Heinrich Zülli nach Eich und trat am 16. Oktober die neue Stelle an. Aus dem engen Tal der kleinen Emme sieht er sich plötzlich in eine der lieblichsten Gegenden, an das milde Ufer des Sempacher Sees, verpflanzt. Während dort das Bücherstudium alle freie Zeit ausgefüllt hat, scheint hier die Natur bis in die Pfarrstube hineinzukriechen und, je nach Jahreszeit oder Wind und Wetter, den Pfarrer samt seinem Helfer für sich zu beanspruchen.

„Im Winter muß Holz gefällt, das Obst gedörrt werden; da findet sich denn oft bei dem kalten Wetter alles in der warmen Stube, und wer aus langer Zeit nichts zu tun weiß als bald auf den See, bald gegen die Kirche hinauszuschauen, der muß doch wenigstens haspeln, was die fleißigen Mägde gesponnen... Die Fastnacht will ihr blutiges Opfer haben, und der Kamin muß frisch ausgespickt werden... Ist aber einmal Ostern vorbei, geht es gegen Pfingsten, so zieht der Hirt mit seiner Herde durch die neuaufwachende Natur, die blühenden Auen und grünenden Matten, beim frühen Morgen prozessionsweise aus: bald zu St. Agatha nach Neudorf, zur Mutter Gottes nach Zell, immer dem See nach; zu der alten Kirche in Kilchbüel, ja bis zu den vierzehn Nothelfern in Adelwyl. Die Sonne steigt höher, und alle Tage wird es wärmer; die Bienen schwärmen, der Pfarrer darf nicht fort; der Gottesdienst geht am frühesten an, um halb 7 Uhr. Aber der Tag ist nicht zu lang, wenn das reife Gras gemäht, gezettelt, gewendet, zusammengetan, aufgeladen und über den jähen Einfahr eingeführt werden soll. Ist aber erst das Korn eingesammelt und stehen am Morgen Nebel auf dem See, röten sich die Aepfel und fällt hie und da eine Birne, die des Lebens müde geworden, ab, dann, wenn nur kein Müller kommt, dem Korn gefaßt, nur kein Besuch, dem Gehör, nur kein Pfarrkind, dem Bescheid gegeben werden muß, — dann wird der Sack umgehängt, die Leiter angestellt und trotz allem Schwindel, über den man klagt, selbst beim Regenwetter muß das Obst abgelöst, eingemacht, gedörrt oder zu Most verrieben werden." [96]

---

nützte gar den Sigrist." (Durch Sperrdruck hat Herzog die Anspielung deutlich gemacht.)

[96] Zülli 16 f.

So beschreibt Herzog in Züllis „biographischer Idylle" das Leben im Eicher Pfarrhof. Johann Heinrich Zülli hat sowohl dem Bauernpfarrer „Isidor" wie dem „Melancholiker" manche Züge geliehen, auch jene der Reizbarkeit, des Mißtrauens, der „Traurigkeit ohne Maß", die ihn oft unversehens überfielen, so daß der junge Vikar mit großer Ueberredungskunst, vielleicht auch mit Flöten- und Geigenspiel die schwarzen Geister bannen mußte.[97] Es galt oft, Selbstüberwindung zu üben bei diesem Vorgesetzten, der „streng dem Buchstaben unterworfen, gegen die höhere Nötigung des Geistes aber gleichgültiger" war. Immer aber hat Herzog mit „Sehnsucht und Zufriedenheit" an seine Eicher Vikariatszeit zurückgedacht und freute sich, „den schönsten Teil seines Lebens dort zugebracht zu haben".

Dennoch muß der Wunsch nach pfarrherrlicher Selbständigkeit immer reger geworden sein. Ueber vier Jahre lang hatte er sein Helferamt an der Seite des alternden Pfarrers verrichtet, und die Berufung auf eine eigene Pfründe durch die liberale Regierung wurde immer ungewisser.[98] Herzog beschränkte deshalb seine Wünsche auf das Erreichbare und ließ sich im Dezember 1840 vom Propst zu Beromünster als Kaplan zu St. Martin an die dortige Stiftskirche wählen. Am 1. Februar 1841 verließ er den greisen Pfarrer Zülli und bezog die „Helferei" zu Beromünster.[99]

Einen Tag zuvor hatte die Abstimmung über die kantonale Verfassungsrevision stattgefunden. Die Bürger von Münster hatten sich in großer Mehrheit dafür ausgesprochen und genehmigten am 1. Mai das neue Grundgesetz. Die katholisch-demokratische Partei kam ans Ruder, Her-

---

[97] Die Eicher berufen sich heute noch auf Herzog als den Gründer ihrer Musikgesellschaft.

[98] Staatskalender 1840—1843. Während dieser vier Jahre war Herzog Feldprediger im zweiten Auszügerbataillon des ersten Bundeskontingentes (Infanterie).

[99] Familienchronik Herzog-Röthelin.

zogs Bruder Adam wurde zum Großrat gewählt. Bei den Gemeinderatswahlen aber blieben die Anhänger Leus von Ebersol in der Minderheit, und aufsehenerregende Zeitungsmeldungen berichteten gar von einer „Mordgranate", die vor Adam Herzogs Türe noch rechtzeitig entfernt werden konnte.[100] Kein Wunder, daß der neue Kaplan kein Zutrauen fand. Mit der Kaplanei zu St. Martin war seit alters das Amt eines Pfarrhelfers an der Leutkirche zu St. Stephan verbunden. Die Kirchgemeinde pflegte sich mit dem Stift über die Wahl zu einigen. Diesmal aber kam es zu keiner Verständigung: ein Sohn aus der „untern Schmitte" war der Bürgerschaft nicht genehm.[101] Herzog war deshalb ausschließlich auf seine unzureichende Kaplaneipfründe angewiesen und bekam das bittere Los eines „Einheimischen" zu kosten, der dem Vorurteil seiner Mitbürger ausgeliefert ist. Dies alles erschwerte die Ausübung des Seelsorgerberufs an seinem so geliebten Heimatort. Als deshalb im Sommer die Erledigung der Pfarrpfründe Ballwil im Kantonsblatt ausgeschrieben wurde,[102] bewarb er sich darum und wurde gewählt. Leichten Herzens verließ er im Oktober die kalte „Helferei" in der Nähe der Stiftskirche. Wenn er später als Pfarrer unten vorbeilief, pflegte er — wie die Sage geht — mit dem Daumen hinaufzudeuten und zu sagen, in diesem Hause habe er seine Mittel gemacht.[103]

---

[100] Wallimann - Huber, Jos., Die Bürgergeschlechter von Beromünster. 8. Lfg. (1940): Die bürgerliche Ortsgeschichte. 49 ff.

[101] Beromünster vor fünfzig Jahren. Abdruck in: Heimatkunde des Michelsamtes. 1942, Nr. 7, Fußnote 56.

[102] Luzernerisches Kantonsblatt, 1841, 26. August.

[103] Müller-Dolder, Edmund, Wom alte Balbeler und sim Wärde, Läbe und Stärbe. In: Heimatland. Illustrierte Monatsbeilage des „Vaterland". 1939, Nr. 1.